



Newsletter vom 27. 8. 2023

Inhalt

In der Gestaltungsfreiheit der Lehrerinnen und Lehrer liegt der Schlüssel zum Schulerfolg	2
25. August 2023, Hanspeter Amstutz	2
Unterrichten ist Segeln, nicht Bahnfahren.....	4
Journal21, 18. August 2023, von Carl Bossard	4
Schule – wie echte Integration gelingt.....	6
NZZ, 16. August 2023, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Beat Kissling	6
«Schulen vergeuden zu viel Potenzial»	7
NZZ, 14. August 2023, Meinung & Debatte, Leserbrief.....	7
Was in der Diskussion zur schulischen Integration fehlt.....	7
Nebelspalter, 5.8.2023, Eliane Perret.....	7
«Ich bin ein altmodischer Lehrer»	11
NZZ am Sonntag, 20. August 2023, Von Nicole Althaus und Alain Zucker	11
Unesco: «Kein Bildschirm kann jemals die Menschlichkeit eines Lehrers ersetzen»	16
Zeit-Fragen, 22. August 2023, von Dr. Eliane Perret, Psychologin und Heilpädagogin	16
Bildungsdampfer Schweiz auf falschem Kurs.....	19
Nebelspalter, 17.7.2023, Eliane Perret.....	19
Die Primarschule wird umgekrempelt.....	22
Tages-Anzeiger, 26. Juli 2023, Zürich, Daniel Schneebeli.....	22
Kinder gehören in den Mittelpunkt.....	23
Tages-Anzeiger, 4. August 2023, Debatte, Leserbrief	23
Veranstaltungshinweis	24
Kinder partizipieren lassen – leichter gesagt als getan.....	24
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 20. Sept. 2023.....	24



In der Gestaltungsfreiheit der Lehrerinnen und Lehrer liegt der Schlüssel zum Schulerfolg

25. August 2023, Hanspeter Amstutz

Für Carl Bossard ist das Unterrichten eines Klassenzugs wie eine Fahrt mit einem Segelschiff über einen Ozean mit einem verheissungsvollen Ziel. Erwartungsvoll sind die Schülerinnen und Schüler in diesen Tagen an Bord gegangen. Für viele ist es ein Aufbruch zu neuen Ufern, für andere eine Weiterfahrt auf dem nächsten Abschnitt ihrer abenteuerlichen Reise. Geleitet von einem kundigen Kapitän vertrauen sie darauf, dass man den kommenden Stürmen trotzen und das Ziel erreichen wird. Eine Schulklasse als aktive Mannschaft auf einem Segelschiff, was für ein eindrückliches Bild!

Lehrerinnen und Lehrer wissen, dass eine gute Vorbereitung wichtig ist für das Gelingen des Unterrichts. Sie haben sich mit dem Schulstoff gründlich auseinandergesetzt und nehmen einen reichhaltigen Proviant auf die Fahrt mit. Die Windrichtung und die Windstärke können sie nicht beeinflussen, aber die Navigation müssen sie beherrschen und die Mannschaft durch gezieltes Training auf lebenswichtige Einsätze einspielen. Im Sinnbild des Segelns erkennt Carl Bossard ein erhebliches Spannungsfeld zwischen dem Planbaren und dem Unberechenbaren in der täglichen Unterrichtsarbeit.

Bei einem Blick auf den neuen Lehrplan hat man allerdings nicht den Eindruck, dass in der Pädagogik dem Unwägbareren genug Raum gewährt wird. Da ist alles durchgetaktet wie in einem Eisenbahnfahrplan. Nicht wie ein von der Windstärke und den Strömungen abhängiges Segelschiff, sondern wie ein schienengebundener TGV sollen die Schulklassen ihre Kompetenzziele erreichen. Diese Schnellzugsfahrten zu unzähligen Destinationen mit planmässigen Halten an Teilkompetenz-Stationen erweckt den Eindruck eines von zentralen Stellwerken gesteuerten Bahnsystems. Lehrpersonen sind dabei in den Augen mancher Bildungsplaner eher ausführende Beamte als eigenständig handelnde Persönlichkeiten.

Das überfüllte Bildungsprogramm erzeugt Hektik und untergräbt echte Bildung

Das Verkennen der schulischen Realitäten belastet unsere Schule zusehends. Der neue Lehrplan versagt als Bildungskompass, weil er durch seine Überfülle an Kompetenzzielen und inhaltlicher Beliebigkeit keine Orientierungshilfe bietet. Solange der Mut zum Ausmisten fehlt, bleibt bei den meisten Lehrpersonen ein mulmiges Gefühl des Verpassens von Bildungszielen hängen. Es braucht keine zweite Fremdsprache in der Primarschule und viele Kompetenzziele aus dem Bildungswunschbereich könnten gestrichen werden. Unterrichtende sollen sich an wesentlichen Aufträgen orientieren können, die sie auch mit schwierigen Klassen erfüllen werden. Die aktuelle Rhetorik von den grossen Freiheiten im Lehrerberuf tönt hohl, solange unter Bildung nur die Vorstellung von einem planmässigen Abarbeiten einer riesigen Zahl von Kompetenzzielen verstanden wird.

Eine gute pädagogische Beziehung benötigt Zeit

Der Gestaltungsspielraum in der Volksschule ist noch von einer anderen Seite her bedroht. Grund ist die einschneidende Doktrin mit dem Zwang zur Integration aller Schüler in Regelklassen. Wenn sich eine Lehrerin mit einem schwer störenden Schüler immer wieder beschäftigen muss, erschwert dies das Unterrichten in freieren Lernformen erheblich. Aber auch geistig behinderte Kinder, denen eine spezielle Förderung in einer Kleingruppe weit mehr Erfolg brächte, fühlen sich unwohl in Regelklassen und kommen nicht weiter. In gleich zwei Gastbeiträgen und einem Leserbrief wird die aktuelle Integrationspolitik ohne alternative Möglichkeiten scharf kritisiert. Beat Kissling hebt die Rolle der Lehrerin als Bezugsperson für jedes Kind hervor. Der Autor sieht in der verstärkten Zuwendung und der erzieherischen Arbeit den entscheidenden Faktor für den Erfolg der Integration. Das gelingt in einer Kleinklasse oft besser als in Regelklassen mit viel selbständigem Lernen.



Eliane Perret wiederum befasst sich eingehend mit der Geschichte der Sonderpädagogik und weist nach, dass die sonderpädagogische Förderung wesentliche schulische Verbesserungen für benachteiligte Schüler brachte. Völlig zu Unrecht werde heute die soziale Integrationsleistung von Kleinklassen unterschätzt. Eine stark von der Biologie her geprägte Pädagogik habe mit ihrem veränderten Menschenbild die Bedeutung des Erzieherischen abgewertet. In einer Regelklasse einfach anwesend sein und uninteressiert an einem Lernprogramm teilzunehmen, bedeute nicht, dass ein benachteiligter Schüler dabei integriert wird. Manche Kinder würden in den Regelklassen im Stich gelassen, weil keine ausreichenden Betreuungsverhältnisse vorhanden seien. Auch da wäre ein unbefangener Blick auf die Schulrealität dringend nötig.

Ein eindrückliches Bild von den möglichen Freiheiten eines Lehrers zeigt ein Interview in der NZZ mit einem Mathematiklehrer einer Mittelschule. Da wird gründlich aufgeräumt mit der Vorstellung, dass die Menge der abgearbeiteten Kompetenzen ein Massstab für guten Unterricht sei. Der Lehrer betont, bei jedem Thema müsse man sich vergewissern, dass die mathematischen Grundlagen wirklich vorhanden seien. Dafür müsse man sich in jedem Fall Zeit nehmen und die Lernknoten auflösen. Wenn die Schüler dort abgeholt werden, wo sie in ihrem Mathematikverständnis stehen, verschwinden die Blockaden bald einmal und es öffnen sich für alle weite Türen. Dabei soll ein Lehrer den Mut haben, sich beim Schulstoff auf die wesentlichen Themen zu konzentrieren. Schade, dass wir nicht erfahren, was dieser erfolgreiche Mittelschullehrer über den Lehrplan der Volksschule denkt.

Kritische Gedanken zu trendigen Reformen und einem unsinnigen Vorhaben

Wer sich gerne kritisch mit trendigen pädagogischen Strömungen befassen möchte, wird bei zwei weiteren Beiträgen von Eliane Perret auf seine Rechnung kommen. Im ersten setzt sich die Autorin mit internationalen Studien über das digitale Lernen am Bildschirm auseinander.

Aufgrund der vorwiegend negativen Studienergebnisse haben verschiedene europäische Regierunqsstellen zur Zurückhaltung bei der schulischen Digitalisierung aufgerufen. Im zweiten Beitrag nimmt Eliane Perret den 400-seitigen Schweizer Bildungsbericht unter die Lupe. Sie stellt fest, dass der Bildungsdampfer Schweiz arge Schäden aufweist. Obwohl diverse gravierende Mängel im Bericht genannt werden, kommen aus dem Kreis untersuchenden Wissenschaftler keine überzeugenden Vorschläge zur gründlichen Revision des Dampfers. Vielleicht müsste man einen neuen bauen, meint die Autorin.

Zum Schluss noch ein kleiner Paukenschlag. Offenbar haben gewisse Politiker noch immer nicht gemerkt, dass die Schule keine neuen unsinnigen Reformen mehr braucht. Nur so ist es zu erklären, dass in der Stadt Zürich die Primarschule nach den Zyklen des Lehrplans auch organisatorisch umgekrempelt werden soll. Worum es dabei geht, lesen Sie in einem Bericht des Tages-Anzeigers und in der saftigen Antwort eines Leserbriefschreibers.

Wir von der Starken Volksschule Zürich sind auf jeden Fall interessiert, den Dampfer Volksschule ozeantauglich zu machen und nicht länger orientierungslos auf Fahrt zu schicken.

Für das Redaktionsteam

Hanspeter Amstutz

Unterrichten ist Segeln, nicht Bahnfahren

Journal21, 18. August 2023, von Carl Bossard

Lernen ist Aufbrechen zu Neuem; Bildung eröffnet Horizonte. Das ist anspruchsvoll. Lehrpersonen agieren vielfach unter Bedingungen der Unsicherheit. Dabei tragen sie eine hohe Verantwortung. Freiheit ist das notwendige Korrelat. Gedanken zum Schuljahresbeginn.



«Hinaus, hinaus ins Offene!» (Foto: klassenfahrt.de)

Tausende von Schülerinnen und Schülern starten diese Tage in ein neues Schuljahr – zusammen mit ihren Lehrerinnen und Ausbildnern. Anfangen, und zwar immer wieder, jeden Tag, das gehört zum menschlichen Leben und damit auch zur Schule. Leben ist anfangen. Mit Kindern und Jugendlichen sowieso. Am schönsten ist es wohl beim Start. Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, wie es Hermann Hesse im Gedicht «Stufen» formuliert. Etwas Freudig-Beschwingtes liegt im Aufbrechen, etwas Erwartungsvolles, manchmal vermischt mit Unsicherheit und einer Prise Skepsis.

Aufbrechen zu neuen Horizonten

Lernen heisst immer auch aufbrechen und sich auf Neues, Unbekanntes einlassen. Es gleicht einer Entdeckungsreise: den geschützten Hafen verlassen und hinaussegeln in ein neues Schuljahr. Lernen bedeutet sich aufmachen, heisst die feste Mole verlassen und sich auch ins Unbekannte wagen. «Hinaus, hinaus ins Offene!», schrieb der Philosoph Friedrich Nietzsche, als er am Strand von Genua in die unendliche Weite des Mittelmeeres hinausschaute und den Horizont absuchte. Das lässt sich auf die Bildung übertragen und auf die Arbeit der Lehrerinnen und Lehrer: konfrontiert sein mit Unbekanntem und aufbrechen ins Offene, manchmal sogar ins Unbegangene – zu neuen Horizonten. Mit Kindern und Jugendlichen unterwegs sein ist anstrengend und anspruchsvoll zugleich. Darin liegt die belebende Dynamik des Unterrichts.

Jede Pädagogin kennt diese Spannung zwischen dem Machbaren und dem prognostisch Unsicheren. Jeder Ausbildner weiss um den Widerspruch zwischen der Offenheit der Aufgabe und der Ungewissheit der Route; er ist sich der Diskrepanz zwischen dem theoretisch anvisierten Ziel und der immanenten Unsicherheit pädagogischen Handelns bewusst. Unterrichten ist Segeln, nicht Bahnfahren – im stets gleichen Geleise. Die Hohe See kennt das Unwägbare, das Unberechenbare und



Nichtkalkulierbare. Das gilt auch für Schule und Unterricht: Wie bei der Seefahrt lässt sich nicht alles planen und unter Kontrolle halten, und doch muss man auf das Auslaufen, auf die Bildungsreise mit den Schülerinnen und Schülern gründlich vorbereitet sein und das gemeinsame Ziel à fond kennen.

Freiheit als pädagogisches Elixier

Schulleitung und Lehrpersonen sind weder für Wind und Wellen noch für Sturm und Strömung verantwortlich, aber sie sind verantwortlich für das Boot, das Team, die Passagiere. Sie sind verantwortlich für den richtigen Kurs, zuständig für die Lernatmosphäre und die Performance an Bord. Wer in prognostisch unsicheren Projekten Verantwortung trägt, braucht Freiheit. Nur so kann er adäquat reagieren. Das gilt für die Seefahrer, das gilt für die Schule. Freiheit sei für die Bildung «die erste und unerlässliche Bedingung», schrieb Wilhelm von Humboldt, Philosoph und Reform der preussischen Volksschule.¹

Doch Freiheit, dieses kleine Wort, hat heute wenig Freunde, und es ist weit weniger populär, als es die politische Rhetorik suggeriert. Darum wohl wird in den Schulen immer enger normiert. Das zermürbt die Akteure und schadet der Unterrichtsqualität. Dabei müssten Lehrpersonen die Kinder und Jugendlichen zur Autonomie führen, zum Vermögen, «sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen», wie es Immanuel Kant so einprägsam formuliert.²

Zu viele Regeln wirken als Korsett

Darin liegt das Paradoxe: Die vielen Regeln und Reglemente stehen im Widerspruch zur notwendigen Freiheit. Die Lehrkraft wird und wirkt besser, wenn sie in Freiheit situativ ihre Fähigkeiten entfalten kann. Schule muss darum ein Ort der Freiheit bleiben; sie bringt Raum fürs Unplanbare. Denn in der Schule ist manches weder voraussehbar noch klar prognostizierbar.

Humor und Witz, Imagination und Fantasie blühen nicht im engen Kleid der Vorgaben; sie brauchen einen Humus der Freiheit. Das Humane aber lässt sich nicht mit Vorschriften erzwingen. Was uns menschlich berührt, können wir nicht über bürokratische Fesseln steuern. Es braucht das Momentum der Freiheit. In der Freiheit liegt darum der Kern des ganzen pädagogischen Wirkens.

Hinausfahren in Freiheit, das zählt!

Nun sind die Schulschiffe wieder unterwegs, die Klassenboote in voller Fahrt. Stimmen muss die Richtung. Woher der Wind weht und wie die See wogt, ist nicht so wichtig. Entscheidend ist, wie die einzelnen Schulen und Klassen die Segel setzen, welcher «esprit d'équipe» sie leitet, in welchem Geist sie aufbrechen und den anvisierten Horizont ansteuern. Ein anspruchsvoller Auftrag, fast ein «clin d'œil à l'impossible» – ein augenzwinkerndes Liebäugeln mit dem Unmöglichen. Gerade darum brauchen Lehrerinnen und Lehrer für die Fahrt hinaus ins Offene die notwendige Freiheit. In diesem Sinn: Schulen ahoi!

¹ Wilhelm von Humboldt (2006), [Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Stuttgart, S. 22.](#)

² Immanuel Kant (1999): Was ist Aufklärung? Ausgewählte kleine Schriften. Philosophische Bibliothek, Bd. Nr. 512. Hamburg, S.20.



Schule – wie echte Integration gelingt

NZZ, 16. August 2023, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Beat Kissling

Mit ihrem Gastkommentar profiliert sich Clarita Kunz Matossi ganz im Sinne des Zeitgeistes mit dem aktuell gängigen Schulmotto der individuellen Selbstoptimierungsideologie (NZZ 7. 8. 23). Sie lobt Lehrer und Schulen, die mit «konsequent individualisierenden Unterrichtsformen wie etwa der Montessori-Methode arbeiten», als besonders innovativ, dies ganz im Gegensatz zu den Vertretern des «veralteten Systems» mit der engagierten Lehrperson als wichtigstem Medium für guten Unterricht und gutes Vorankommen der Schülerinnen und Schüler.

Im Brustton der Überzeugung – gänzlich ohne Beleg oder Veranschaulichung – behauptet sie, es sei «schlicht falsch», zu meinen, Lehrpersonen seien wichtiger für den Lernerfolg als die Unterrichtsmethode. Man müsse lediglich den Kindern und Jugendlichen mehr Freiheit und Verantwortung beim Lernen übergeben, dann würden sie gut arbeiten können – da kann man nur staunen.

Historisch gesehen gab es die romantisierende reformpädagogische Vorstellung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, im Kind würden sich die individuellen kreativen Keime von selbst entfalten, wenn man ihm nur die Gelegenheit dazu gäbe. Schon damals sollten die Erwachsenen ausschliesslich Arrangeure einer funktionalen Lernumgebung zur Selbstbedienung der Kinder sein.

In Wirklichkeit zeigen die heutigen sozial- und humanwissenschaftlichen Erkenntnisse zu den Lern- und Entwicklungsvoraussetzungen bei Kindern und Jugendlichen unmissverständlich auf, dass der Mensch ein «ultrasoziales» Wesen ist. Dementsprechend ist auch die Beziehung der Schüler zur Lehrperson und untereinander wesentlich dafür verantwortlich, wie der Umgang und die emotionale Atmosphäre innerhalb einer Klasse sind und wie sich aufgrund dessen das allgemeine Niveau des Lernens bei jedem Kind positiv entwickeln kann.

Gerade die langjährige Erfahrung in den Primarschulen mit den sehr unterschiedlichen Leistungsvermögen und Voraussetzungen innerhalb einer Klasse (im Prinzip handelte es sich bei einer klassischen Volksschulklasse stets um gelebte Integration) hat uns immer veranschaulicht, dass erfolgreicher Unterricht auf Dauer nur dann möglich ist, wenn es der Lehrperson gelingt, die teilweise äusserst heterogen zusammengesetzte Klasse als Gemeinschaft zu fördern, in der ein Klima der Freundschaft, der gegenseitige Rücksichtnahme und des Respekts lebt.

Echte Integration ist pädagogisch und psychologisch gesehen im Grunde eben das Gegenteil von der Individualisierung des Unterrichts, weil Letzteres auf ein rein organisatorisches Geschehen, also die Anwendung von Management-Tools, hinausläuft und nichts dazu beiträgt, den Schülerinnen und Schülern Formen gemeinsamen Denkens und menschlicher Zusammenarbeit zu vermitteln. Mit der Individualisierung des Unterrichts kommen nur die sehr viften, von zu Hause sehr gut geförderten und begleiteten Schülerinnen und Schüler zurecht, während die meisten Lernenden, ganz besonders die schwachen, zwangsläufig auf sich selbst zurückgeworfen sind und im Lernen resignieren.

Da wir Europäer uns so gerne am grossen Vorbild USA orientieren, sollte man zur Kenntnis nehmen, dass sich in der angelsächsischen Welt in den letzten bald zwanzig Jahren ein wirklich innovativer Forschungszweig zur Unterrichtsgestaltung entwickelt hat, bei dem von «Socializing Intelligence Through Academic Talk and Dialogue» als zukunftsweisender Orientierung in der Schulpädagogik gesprochen wird.

Das anregende Unterrichtsgespräch wird in sehr differenzierter Weise analysiert, stets vertiefend weiterentwickelt und den Lehrpersonen als zentrales Instrumentarium vermittelt. Befasst man sich näher damit, realisiert man, dass sehr vieles an das interpersonale Verständnis jedes Bildungsprozesses erinnert, das viele Pädagogenpersönlichkeiten der europäischen (humanistischen) Bildungstradition aus unterschiedlicher Perspektive schon länger beschrieben haben.

Beat Kissling war Lehrer und später als Erziehungswissenschaftler und Psychologe lange Jahre in der Lehrerbildung tätig. Er ist Autor von «Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert? Eine kritische Auseinandersetzung» (2021).



«Schulen vergeuden zu viel Potenzial»

NZZ, 14. August 2023, Meinung & Debatte, Leserbrief

Die Realität hat längst bewiesen, dass die Schulgestaltung, wie sie Clarita Kunz Matossi in ihrem Gastkommentar vorschwebt, in der Praxis an der Volksschule völlig undurchführbar ist (NZZ 7. 8. 23).

Es wird auf «Forschungsergebnisse» verwiesen, was nicht überzeugt, denn bekanntlich haben andere wissenschaftliche Arbeiten zu genau gegenteiligen Ergebnissen geführt. Zum Glück sind nun gewisse Behörden nachdenklich geworden in Sachen Inklusion und erwägen, wieder die bewährten Kleinklassen mit spezieller Förderung einzuführen.

Frau Kunz Matossi verkennt klar die wichtige Rolle der Lehrperson; diese sei nur sekundär, wird behauptet. Die Kinder sollen «sich selber Druck auferlegen, um zu lernen», und von Beginn der Schulzeit an in selbstgewähltem Tempo arbeiten. Das klappt höchstens dort, wo die Eltern auch Bewunderer von Remo Largos Anschauungen sind und das Geschehen überwachen, aber niemals in normalen Verhältnissen, geschweige denn bei der grossen Menge zugezogener Fremdsprachiger mit zum Teil schwierigem Umfeld.

Gerade die Jüngsten müssen verständnisvoll angeleitet werden beim Lernen, wobei Hilfe und Vertrauen zur Lehrperson nach wie vor entscheidend sind, denn die Kleinen wären noch gar nicht fähig, sich selber zu organisieren. Und schliesslich: Man erweist den Kindern einen schlechten Dienst, indem man ihnen möglichst sämtliche Situationen erspart, die allfällige Unlust auslösen könnten. Lediglich noch das tun, was einem Spass macht, und nur, wenn es einem gerade passt, wäre eine miserable Vorbereitung fürs Leben.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Was in der Diskussion zur schulischen Integration fehlt

Nebelspalter, 5.8.2023, Eliane Perret

Recht auf Bildung

Nicht alle Jugendlichen, die jetzt ihre Schulzeit abgeschlossen haben, starten mit der Zuversicht ins Berufsleben, den neuen Herausforderungen gewachsen zu sein. Ihr Schulrucksack ist zu wenig gefüllt, nicht nur fehlen ihnen Grundlagen im Schulstoff, sondern auch ihre sozial-emotionalen Kompetenzen sind nicht altersgemäss entwickelt. Das betrifft vor allem Kinder und Jugendliche, die unter dem Begriff «Kinder mit besonderen Bedürfnissen» subsumiert werden und die durch ihr Verhalten oder durch dauerhaft schwache Leistungen in der Schule aufgefallen sind.

«Kinder mit besonderen Bedürfnissen» werden heute üblicherweise in Regelklassen «integriert» unterrichtet. Sie sind oft Thema in den Medien, und die Frage beschäftigt uns, ob sie in der Regelklasse am richtigen Ort seien. Das Problem wurde meistens aus der Perspektive der übrigen Kinder angesprochen, deren Unterricht durch die «besonderen Kinder» gestört oder gar verunmöglicht sei. In der Diskussion wird der Ball jedoch flach gehalten, man diskutiert allenfalls über strukturelle Massnahmen: kleinere Klassen, mehr Förderstunden, Timeout-Klassen, zusätzliche Klassenassistenzen usw., und als Lösungen werden «Lerninseln» und «Time-outs» oder die Wiedereröffnung von Kleinklassen vorgeschlagen. Kaum jemand fragt jedoch, wer diese Klassen führen soll und ob die heute auf integrativen und individualisierenden Unterricht ausgerichtete Ausbildung die Lehrpersonen und Heilpädagogen methodisch und didaktisch dazu befähigt, eine Gruppe solcher Kinder anzuleiten und zu führen. Noch weniger gefragt wird nach den Ursachen der Misere.



Mut haben, den Tunnelblick zu beenden

Eine vertiefte Diskussion würde erfordern, die Schulreformen der letzten 30 Jahre genauer zu reflektieren. Während der letzten Jahre waren Kinder ungefragt Teil eines gross angelegten Schulversuchs, denn Integration in die Regelklasse war angesagt. «Bildung für alle», «Vielfalt ist schön» waren Schlagworte, die in die Bildungsdebatte eingespeist wurden. Man sprach von «Sozialer Teilhabe» und lobte das Experiment als «Win-win-Situation».

Die bisher üblichen Angebote wie Kleinklassen und Sonderschulen wurden schlecht geredet. Man unterschob ihnen Diskriminierung, Abschieben, Ausschliessen, Stigmatisierung der Kinder und «ewiggestrige» Pädagogik. Speziell das Argument der «Stigmatisierung» wurde und wird oft von wenig praxisbezogenen Gremien eingebracht. Ein solcher Tunnelblick bestätigt jedoch nur das, was man sehen und denken will, und verhindert eine unvoreingenommene Perspektive und ein ehrliches Eingeständnis von Fehlentwicklungen.

Stigmatisierung – den Blick in die Geschichte wagen

Vorweg: Der Umgang mit Menschen mit einer Behinderung war stets geprägt vom jeweiligen Menschenbild und spiegelt den aktuellen Stand des Wissens, die wissenschaftlichen Präferenzen und die gesellschaftliche und politische Situation. Das ist auch heute so. Immer wieder hört man das Argument, spezielle Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen führe zu deren Stigmatisierung. Wagen wir einen Blick in die Geschichte, so zeigt sich, dass es im Gegenteil ein Integrationsprojekt war. Bis ins 18. Jahrhundert waren bei uns verarmte, verwahrloste, gehörlose oder blinde Kinder vom Regelschulsystem ausgeschlossen. Dann nahmen sich im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert einzelne Pioniere dieser Kinder an und legten die Grundsteine für die spätere Entwicklung der Heilpädagogik. Das war eine Errungenschaft der Aufklärung und des damit verbundenen Rechts auf Bildung und Erziehung auch für die Menschen mit einer Behinderung, die zuvor quasi «vergessen» worden waren.

«Man hört das Argument, spezielle Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen führe zu deren Stigmatisierung. Die Geschichte zeigt: Das Gegenteil ist der Fall.»

Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin

Es ist deshalb historisch falsch zu behaupten, die Heilpädagogik hätte zur Stigmatisierung, Aussonderung, Diskriminierung, Etikettierung und Desintegration dieser Kinder und Jugendlichen beigetragen, denn das ist vielmehr eine Frage der gesellschaftlichen Stimmung ihnen gegenüber. Im Gegenteil ging es der Heilpädagogik stets um eine Ausweitung des Erziehungs- und Bildungsbegriffes und das Zugeständnis des Rechts auf Bildung für alle.

Einfühlungsvermögen und Fachwissen

Für die weitere Entwicklung in der Schweiz waren unter anderem Persönlichkeiten wie Heinrich Hanselmann (1865–1960) und Paul Moor (1899–1977) verantwortlich. Als 1931 an der Universität Zürich der erste Lehrstuhl für Heilpädagogik in Europa eingerichtet wurde, folgten sie sich als Professoren. Sie orientierten sich an den Grundlagen von Johann Heinrich Pestalozzi und verstanden Heilpädagogik als wertegeleitete, humanwissenschaftliche Disziplin, die sich klar von der Medizin abgrenzte und den erzieherischen Aspekt des Berufsauftrags betonte. In der praxisorientierten Ausbildung am Heilpädagogischen Seminar ging es um die Schulung des Einfühlungsvermögens, verbunden mit entsprechendem theoretischem Fachwissen.

Heilpädagogik war auch lange Zeit in die Fachbereiche Psychologie und Pädagogik bei der Ausbildung von Regelschullehrern eingebettet. Es ging also auch um die «Erziehung der Erzieher», wie es Paul Moor nannte. Das befähigte viele Lehrkräfte in den Regelklassen dazu, mit «schwierigen»



Kindern in ihren Klassen zurechtzukommen, was natürlich auch von ihrem persönlichen pädagogischen Geschick und Interesse abhing.

Zunehmende Akademisierung

Wie in vielen anderen Wissenschaften vertiefte sich auch in der Heilpädagogik im Laufe der Zeit das Fachwissen. Die Ausbildung in Heilpädagogik wurde differenzierter, und es entstanden spezialisierte Schulen und Klassen je nach Aufgabenstellung. Grundlegend war das personale Menschenbild, welches die Kinder in ihrer individuellen Lebens- und Lerngeschichte erfasst. Heute ist die Ausbildung als akademischer Bachelor- und Masterstudiengang an der Hochschule für Heilpädagogik konzipiert, womit die Schweiz von ihrem lange Zeit eigenständigen Weg abgerückt ist, und sich (nicht zu ihrem Vorteil) den europäischen und internationalen Vorgaben angeglichen hat.

Gravierender Paradigmenwechsel im Menschenbild

Doch dieses neue Ausbildungskonzept beinhaltete einen entscheidenden Paradigmenwechsel in den Grundlagen heilpädagogischer Arbeit, der heute kaum mehr bekannt ist. Hatte man sich zuvor an einem humanistisch-sozialwissenschaftlichen Menschenbild orientiert, so gründet die Heilpädagogik heute auf einem biologistischen, am anglo-amerikanischen Wissenschaftsraum orientierten Konzept. Die Probleme der Kinder werden seither mit psychiatrischen Methoden erfasst und mit Diagnosen wie ADHS, Autismusspektrumstörung, Depressionen usw. belegt. Oft erfolgt eine medikamentöse Behandlung, verbunden mit Verhaltensanweisungen für die Lehrperson, welche ganz dem Vorgehen der amerikanisch inspirierten Verhaltenstherapie entlehnt sind.

In den Hintergrund getreten ist die individuelle Lebens- und Lerngeschichte eines Kindes. Die Folgen dieses Paradigmenwechsels sind gravierend. Zur psychiatrisierenden Sichtweise eines Entwicklungsproblems gehören Diagnosen, die für den Lebensweg und das Selbstwertgefühl eines Kindes einschneidend sind. Lebenslang haftet ihm eine solche Etikettierung an, und diese nimmt ihm weitgehend die Chance, seine Entwicklungsaufgaben altersgemäss und konstruktiv bewältigen zu lernen.

Natürlich ist dieser Paradigmenwechsel damals nicht unwidersprochen erfolgt. Speziell kritisiert wurde die Abwendung der Heilpädagogik von einer wertegeleiteten Heilpädagogik hin zu einer eng mit der Psychiatrie verbundenen Hilfswissenschaft. Auch die Akademisierung der Heilpädagogik war vielen ein Dorn im Auge. Emil E. Kobi (1935–2011), ebenfalls einer der grossen schweizerischen Heilpädagogen, brachte das wie folgt zum Ausdruck: «In der Tat wurde im pädagogischen Bereich wahrscheinlich noch nie so viel geforscht und zugleich so wenig bewirkt wie in unserer Zeit, und das Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag droht sich zunehmend zuungunsten des letzteren zu verschieben.»

Antipsychiatrie und Schulreformen

Ein wichtiger Katalysator dieser Entwicklung war auch die Antipsychiatrie-Bewegung in Italien mit Franco Basaglia, ausgehend von einem marxistischem Gesellschaftskonzept. 1978 wurde ein Gesetz erlassen, welches unter anderem die Abschaffung der psychiatrischen Anstalten verfügte. Im Zuge damit wurden auch die kurz zuvor eröffneten Sonderschulen geschlossen und die Integration der Kinder in die Regelklassen vollzogen. Italien wurde in der Schweiz zum Vorzeigeland für Integration. «Es ist normal, anders zu sein» war die Doktrin, nach der die Gesellschaft einen Bewusstseinswandel vollziehen sollte, und deshalb war «Integration» statt «Separation» die neue Marschrichtung. Die Lehrpersonen sollten durch die Integration der «besonderen Kinder» zu den angesagten individualisierenden Unterrichtskonzepten verpflichtet werden.

Wie bei anderen gesellschaftspolitischen Entwicklungen waren es also zwei scheinbar gegenläufige gesellschaftliche Strömungen, welche die Integrations-/Inklusionsbewegung vorantrieben. Die damit verbundenen politischen Strategien haben die bildungspolitischen Konzepte der letzten 30 Jahre geprägt.



Verpasste Chancen der Förderung

Jedes Kind hat nur eine Schulzeit, die es nutzen können muss, um sein Recht auf Bildung einzulösen. Gerade bei Kindern mit «besonderen Bedürfnissen» ist spezielle Sorgfalt angesagt. Mag in einem Fall die Integration in eine Regelklasse richtig sein, ist das im anderen eine Bagatellisierung und Trivialisierung seines Problems, verbunden mit mangelnder fachgerechter Förderung.

Es ist leider ein durch Studien belegter Erfahrungswert, dass die integrative Schulung oft nach einiger Zeit abgebrochen wird, meist bei einem Stufenwechsel. Solche Kinder gelangen nach einer mehr oder weniger langen Zeit verpasster Förderung und des Misserfolgs schliesslich zur Sonderschule. Oft müssen Eltern dann konstatieren, dass ihr Kind den Mut verloren hat, sich mit der nötigen Beharrlichkeit dem Lernprozess zu stellen. Oder sie erschrecken sich darüber, dass es noch nicht gelernt hat, sich in der Gruppe der Gleichaltrigen konstruktiv einzubringen, und durch Unruhe und Lautstärke oder den Rückzug in eine eigene Welt auffällig ist.

«Ein anspruchsvoller Lernprozess ist verbunden mit Anstrengung, Üben, Ausdauer, Misserfolg.»

Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin

Es kann heute durchaus sein, dass Eltern sich dieses Verhalten allein mit der Diagnose des Kindes erklären und wenig Möglichkeiten der Veränderung sehen, aber trotz allem besorgt sind, wie sein Lebensweg letztlich aussehen soll. Hilfreicher für ein Kind ist es, wenn die Eltern gemeinsam mit den Lehrpersonen einen Weg entwickeln können, auf dem ein Kind aus seiner entmutigten Haltung herauswachsen und sein Recht auf Bildung wahrnehmen kann.

«Soziale Teilhabe» ist mehr als «anwesend sein»

Wie immer die Eltern sich dazu stellen: Ein anspruchsvoller Lernprozess ist angesagt. Er ist verbunden mit Anstrengung, Üben, Ausdauer, Misserfolg und wird letztlich kleinschrittig Erfolg bringen. Ob das im Rahmen der Integration in die Regelklasse oder in einer Kleinklasse geschehen soll, muss sorgfältig geklärt werden. Die stets geforderte «soziale Teilhabe» bedeutet, mehr als im Klassenzimmer anwesend zu sein, sondern sich als wertvollen Teil seines sozialen Umfelds zu erleben und einbringen zu können. Darum gehört es zu den vorrangigen Zielen jeden Unterrichts, die Kinder zu einer Gemeinschaft zusammenzuführen, in der sie sich gegenseitig unterstützen und respektieren, was selbstredend ein wichtiges Lernfeld für sozial-emotionale Entwicklungsaufgaben ist. Aber sollte das nicht Grundlage jeder Schule sein, wenn sie das Recht auf Bildung ernst nimmt?

Recht auf Bildung – die Diskussion braucht Grundlagen

Ohne die angesprochenen Themen einzubeziehen, kann die Frage, wie das Recht auf Bildung aller Kinder verwirklicht werden kann, nicht geklärt werden, denn wie Emil E. Kobi meinte: «Integration [...] sollte nicht zu einer alternativlosen Ideologie verkommen, welche die persönliche Identität verletzt. Alternativen kennzeichnen denn auch ein demokratisches Erziehungs- und Schulwesen, das eine Vielzahl von Angeboten bereitzuhalten hat.»



«Ich bin ein altmodischer Lehrer»

NZZ am Sonntag, 20. August 2023, Von Nicole Althaus und Alain Zucker

Jeder kennt Geschichten über quälenden Mathematikunterricht. Dabei ginge es auch anders. An der Kantonsschule Küsnacht gilt Mike Rohr unter Schülern als Mathelehrer, der jede Aufgabe verständlich erklären kann. Wie macht er das? Ein Interview zum Schulanfang.

NZZ am Sonntag: Herr Rohr, wie ist es, wenn man das unbeliebteste Fach unterrichtet, wie Umfragen ergeben haben?

Mike Rohr: Da muss ich lachen. Am beliebtesten ist wahrscheinlich Sport. An zweiter Stelle steht wohl eine Stunde, in der man einen Film schaut und Popcorn isst. Aber in meiner Erfahrung kommt dann schon bald Mathematik. Ich höre die Schüler und Schülerinnen über ganz andere Fächer meckern. Es wäre also interessant, wenn Sie in meinen Klassen fragen würden.

Das haben wir getan. Von Ihnen heisst es, Sie seien ein super Mathelehrer. Wir haben gehört, dass Sie explizit das Ziel verfolgen, alle Maturanden auf eine genügende Note zu bringen. Und dies in einem Fach, in dem gemäss Erhebungen die Hälfte eine ungenügende Maturprüfung schreibt und jeder Vierte im Schlusszeugnis ungenügend ist.

Genau so habe ich das wohl nicht gesagt, aber es stimmt schon, auch wenn es dann doch einer oder zwei nicht schaffen. Kommt jemand nur auf eine 3.5, tut mir das nicht weh. Das passiert ab und zu und richtet keinen grossen Schaden an. Hat aber jemand die Note 3 oder noch weniger, dann habe ich schon das Gefühl, dass da etwas falsch gelaufen ist, was man hätte reparieren können.

Was machen Sie anders?

Ich bin nicht überzeugt, dass es so sehr an mir liegt. Denn die eigentliche Arbeitsleistung liegt bei den Schülern. Sie müssen lernen, sie müssen sich anstrengen, sie müssen üben. Und das tun sie im Grossen und Ganzen gerne.

Die leidvolle Erfahrung von vielen ist völlig anders: Geschichten über quälenden Matheunterricht sind so verbreitet, dass sie schon fast ein Klischee sind.

Das Grundproblem in der Mathematik ist, dass es eines der fieseren Fächer ist, wo fast alles miteinander zusammenhängt. Wer bei Thema A den Anschluss verliert, wird auch bei Thema B Mühe haben. Die Schülerin, die den Anschluss verliert, merkt dies erst im Nachhinein. Man muss sie deshalb im Vorfeld enger betreuen.

Wenn wir beim Klischee bleiben, leiden insbesondere Mädchen unter dem Mathematikunterricht, von denen später auch viel weniger mathematisch anspruchsvolle Fächer studieren.

Mädchen argumentieren oft so: Wenn es ihnen gut läuft, ist es Zufall. Wenn nicht, sagen sie, dass sie es sowieso nicht können. Jungs hingegen sagen, es wäre schon gegangen, wenn sie sich mehr Mühe gegeben hätten. Das Verrückte an dieser Selbstattribution ist, dass das so nicht stimmt. In meinen Klassen ist fast immer ein Mädchen Klassenbeste. Sie haben eigentlich auch die besseren Voraussetzungen. Sie sind in diesem Alter reifer als die Jungs. Sie sind lernbegieriger und arbeiten konzentrierter. Und doch haben Mädchen das Gefühl, sie seien weniger gut in der Mathe, und gehen viel weniger oft an die ETH. Und damit sind sie nicht die Einzigen. Auch Lehrer und Lehrerinnen denken so. Und im Grossen und Ganzen auch die Eltern.

Sie sagen, die Eltern würden das auf Kinder übertragen?

Nicht bewusst. Aber der Standard-Elternabend geht bei mir so: 80 bis 90 Prozent der Eltern kommen zu mir und sagen, sie freuten sich, dass es ihren Kindern so gut laufe. Sie selber würden Mathematik nämlich gar nicht verstehen.

Sie bestreiten also nicht, dass es eine verbreitete Angst vor der Mathe gibt?

Nein, so viel sehe ich ja auch. Aber es ist nicht das, was ich im Unterricht erlebe.

Eben: Wie machen Sie das?

Den Heiligen Gral gibt es nicht! Oder ich kenne ihn nicht! Viele Dinge spielen zusammen: In Küsnacht haben wir die spezielle Situation, dass sich fast alle Klassen aus 70 Prozent Mädchen und



30 Prozent Buben zusammensetzen. Das sorgt für ein extrem angenehmes Unterrichtsklima. Das Einzige, was ich da als eine Art «Bergführer» mache, ist, die Richtung vorzugeben, da ich die Wege kenne. Aber alles andere kommt von den Schülern, Entschuldigung, Schülerinnen, weil sie von Natur aus «gwundrig» sind oder wissen, dass es für eine Matur halt auch Mathekenntnisse braucht. Und wie eine Schülerin kürzlich anmerkte: Wenn man Mathe versteht, macht es auch mehr Freude.

Wie sorgen Sie als Bergführer dafür, dass Sie mit Ihrem Tempo die Schüler weder unter- noch überfordern?

Ich halte mich für einen altmodischen Lehrer. Doch wie eine junge Kollegin von mir neulich festgestellt hat: Altmodisch funktioniert. Wahrscheinlich mache ich etwas, das man heute oft verächtlich als lehrerzentrierten Unterricht bezeichnet. Darunter darf man sich nicht einen Frontalunterricht im Stil eines Vortrags vorstellen. Es ist eine Interaktion zwischen mir als Profi und einer Klasse aus Forschenden. Wir arbeiten miteinander an Matheproblemen. Dabei habe ich gerne die Zügel in der Hand, wenn es nötig ist. Im Zentrum steht für mich die sogenannte Selbstwirksamkeitserfahrung. Dahinter steckt die Idee, dass die Schülerinnen und Schüler durch fortwährendes Üben erfahren, dass sie etwas bewirken können. Das ist ein enormer Antrieb.

Sie sind nicht so der Freund des selbständigen Lernens?

Natürlich ist an den neueren Lehrmethoden etwas Wahres dran. Aber da wird mit dem vermehrten eigenständigen Lernen heute derart übertrieben, dass der Eindruck entsteht, man könne den Lehrer gleich abschaffen. Und das stimmt dann eben auch nicht. Gerade in der Mathe merke ich wahrscheinlich schneller, wo jemand abhängt, als wenn ein Lehrer sagt: Hier ist das Thema, ihr habt drei Wochen Zeit, um euch das zu erarbeiten. Dafür gilt er oder sie dann als «moderne» Lehrperson.

Was tun Sie, wenn jemand einfach nicht mitkommt?

Ihre Frage zielt darauf ab, dass Herr Rohr einen Kniff hat. Den hat er aber nicht. Es ist so simpel wie aufwendig: Man muss sich auf das Niveau dieses Schülers oder der Schülerin einlassen und versuchen, in ihrer Sprache etwas zu erklären. Haben sie einen Knopf, ist der nicht immer am selben Ort. Eine 6er-Schülerin brachte das wunderbar auf den Punkt, als sie sagte: Durch ein Mathestudium gehen viele Genies, und die sehen oft nicht, wo der Knopf bei den Lernenden liegt.

Und wo haben Mittelschüler immer wieder einen Knopf?

Ganz typisch ist das Teilen durch 0. Das darf man nicht. Wenn man den Schülern erklärt, warum, verstehen sie es, doch das Problem kommt nicht häufig genug vor, dass sie es verinnerlichen. Sobald es an einer unerwarteten Stelle auftaucht, teilen sie wieder durch 0. Ein anderes Beispiel ist die Wurzel von 1. Damit hapert es kurioserweise oft bis zur Matura.

Und dann?

Dann stelle ich Fragen. Wir überlegen uns, was die Wurzel von 9 ist. Die Chance, dass die Schülerin 3 sagt, ist hoch. Sagt sie 3 und minus 3, hat sich ein weiterer Fehler eingeschlichen, den ich zuerst auflösen muss, damit er sich nicht bei Wurzel 1 fortsetzt. Als Nächstes überlegen wir uns das Warum – damit die Schülerin das Muster erkennt, wie man von Wurzel 9 auf 3 kommt. Und dieses Muster lässt sich dann übertragen auf Wurzel 1: Sie suchen eine Zahl, die mit sich selber multipliziert das ergibt, was unter dem Wurzelzeichen steht. Und sie darf gemäss Regel nur positiv sein. Wenn es jetzt nicht Klick macht, dann wäre das sehr untypisch für Mittelschüler, die ja gute Voraussetzungen mitbringen.

Erklären Sie alles, bis es der Hinterletzte verstanden hat?

Sicher! Wer ein Problem hat, muss das vor dem nächsten Schritt gelöst bekommen! Das vielleicht Wichtigste aber ist, dass ich den Jugendlichen von Beginn weg einbleue, dass sie Fragen stellen müssen. Der Lehrer kann nicht wissen, wo es gerade klemmt, wenn keiner nachfragt. Es gibt bei mir ausdrücklich keine dummen Fragen. Wenn einem die Klasse dies glaubt, hat man schon viel erreicht.

Keine dummen Fragen? Das sagen alle Lehrer, bis sie doch die Geduld verlieren.

Ausrasten, wenn jemand eine dumme Frage stellt, gibt es bei mir nicht! Man kann wirklich immer alles fragen. Und insbesondere muss man die Gelegenheit haben, zum Beispiel in einer sechsten



Klasse eine Frage zu stellen, die man in der dritten Klasse verpasst hat. Wenn jemand im letzten Jahr nicht mehr weiss, wie er $\frac{1}{3}$ und $\frac{3}{4}$ zusammenzählen soll, kann einem dies unerklärlich erscheinen, und man fragt sich vielleicht, wie es so weit kommen konnte. Aber im Moment des Fragens wollen es die Jugendlichen wirklich wissen. Ich habe noch nie erlebt, dass jemand aus Böswilligkeit fragt.

Viele Mathelehrer orientieren sich lieber an den Besten, es gibt ja immer einen, der es spielend begreift.

Auch das ist kein Geheimnis, aber eine wichtige Bedingung für guten Mathematikunterricht: Man muss stets die Klasse als Ganzes mitnehmen. Im Grossen und Ganzen müssen die sehr guten Schülerinnen etwas auf die Langsameren warten. Und die Langsameren müssen etwas schneller rennen. Dabei geht es nicht darum, den Durchschnitt zu heben, sondern wir wollen den ganzen Pulk einen Schritt weiterbringen. Wenn die Schwachen anfangen, sich zurückzuziehen, sind sie verloren. Ich bin jetzt 23 Jahre an der Schule, und es ist fast immer gut gegangen.

Und wie gehen Sie damit um, wenn Sie Schüler haben, die es besser können als Sie? Die auf einen Blick Lösungen sehen – oder Sie auch korrigieren?

Das kommt vor, es gibt diese Genies. Mathematik ist für sie, wie wenn andere eine Pfanne heisses Wasser aufkochen müssten – selbstverständlich. Ich hatte mal einen Schüler, der öffnete in der ganzen Schulzeit bei mir nur zweimal den Mund, beide Male sagte er: «Das geht auch einfacher.» Und er hatte recht. Die Wege, die er aufzeigte, waren auch für mich ein Abenteuer ins Ungewisse.

Was genau lernt man in der Mathematik fürs Leben? Wenn ich nicht an der ETH studiere, muss ich doch später nicht mehr wissen, was eine quadratische Funktion ist oder wie man eine Integralrechnung ausführt.

Das würde ich so nicht unterschreiben. Es gibt Schüler, die das nie mehr brauchen werden. Aber für alles Naturwissenschaftliche, auch für die Informatik, brauchen Sie gute Mathegrundlagen. Und dann sind auch die Studierenden immer wieder erstaunt, wie oft man Statistik braucht, etwa in der Pädagogik, der Psychologie. Die Mathe, die dort nötig ist, ist nicht ganz ohne. Schliesslich ist Mathematik natürlich auch eine Denk- und Logikschulung. Man lernt unter anderem, etwas pingelig zu sein. Mathematik erweist sich als sehr, sehr nützlich. Sowohl von den Inhalten als auch von den übergeordneten Skills, die die Jugendlichen mitbekommen.

Nochmals. Was bringt es mir, wenn ich weiss, was in der Integralrechnung die Stammfunktion von x^2+4 ist?

Es ist zum einen eine Rechentechnik – die Umkehrung der Differenzialrechnung. Und zum andern ein Gebiet, das aus mathematischer Sicht eine interessante Anwendung hat. Nämlich, dass man die Fläche unter einer Kurve berechnen kann. Das klingt für den Nichtmathematiker zunächst unspektakulär. Aber wenn Sie sich überlegen, welche Flächenberechnungen Sie kennen, so sind Sie mit wenigen Ausnahmen immer auf gerade Linien und irgendwelche Ecken angewiesen. Eine abgerundete Fläche zu berechnen, ist eine Meisterleistung.

Es ist doch gerade der Clou der arbeitsteiligen Welt, dass man nicht alles selbst können muss.

Sie brauchen ganz offensichtlich keine Integralrechnungen! Sie sind Journalisten! Allerdings stellt niemand die Anforderung, dass Sie alles, was Sie in der Schule gelernt haben, später auch brauchen. Wir haben in der Schweiz ein geniales Schulsystem. Wir legen Wert darauf, dass wir die Ausbildung der Schüler möglichst lange breit halten können. In anderen Ländern wie England müssen Sie sich viel früher auf 3 bis 4 Fächer festlegen und verbauen sich vielleicht den Weg für eine Begabung, die sich erst später zeigt. Unsere Schüler haben einen Abschluss in rund 13 Fächern!

Machen Sie doch noch etwas Werbung für Mathematik! Warum ist Mathe schön? Die meisten Leute suchen ja erst einmal das Weite.

Na ja, hat nicht einer von Ihnen Geschichte studiert? Gibt es da nicht das böse Bonmot: In Geschichte lernt man, dass man aus der Geschichte gar nichts lernt? Im Ernst: Ist es nicht so, dass uns gefällt, was wir gut können? Ich spiele auch noch relativ gut Billard, deshalb mache ich das auch gerne. Entschuldigen Sie, wenn das jetzt philosophisch klingt, aber wir beschreiten in der Welt zufällige Wege. Die einen sagen uns dann besser zu, die anderen schlechter. Dort, wo es einem



besser geht, dort übt man mehr, darin vertieft man sich. Das heisst für die Mathematik: Wenn man es schafft, früh Erfolgserlebnisse zu schaffen, übt man eher, was wiederum Erfolgserlebnisse schafft . . .

Wenn Sie jetzt eine neue Klasse übernehmen, worauf konzentrieren Sie sich?

Ich beginne bei mir selber. Mein grosses Problem ist, ich habe ein sehr schlechtes Namensgedächtnis. Und die erste Lektion geht bei mir immer drauf, um die Namen der Jugendlichen zu lernen. Es geht nicht, dass ich jemandem zwei Monate lang sage «Sie im roten Pullover». Das heisst, sie sitzen in der ersten Stunde immer wieder an einem anderen Ort und überlegen sich, wie viele Sitzvarianten es gibt, und ich übe ihre Namen. Ich erhoffe mir davon, dass die Schüler etwas erkennen: Wenn sie von sich denken, sie seien schlecht in der Mathematik, genauso wie ich von mir denke, dass ich es mit Namen nicht kann, dann begreifen sie vielleicht, dass es einfach viel Einsatz und Übung braucht, dann geht es schon.

Welches Thema behandeln Sie zuerst?

Meine neuen Klassen sind alles Schülerinnen und Schüler der dritten Klassen, die sind also etwa 15 Jahre alt. Wir beginnen mit den wichtigen Zahlenmengen: natürliche Zahlen, natürliche Zahlen mit 0, ganze Zahlen und so weiter. Das ist interessant, weil es sich mit der Geschichte der Zahlen verbinden lässt. Es ist ganz spannend, darüber nachzudenken, wie es war, als es noch keine Zahlen gab. Ich beginne also mit etwas, wo sich die Klasse zurücklehnen kann.

Sie versuchen erst einmal, ihr Interesse zu wecken. Und das funktioniert?

Genau. Und wenn es nicht funktioniert, muss man sich überlegen, was man ändern muss.

Als Lehrer hat man heutzutage ja digitale Konkurrenz – oder Hilfe, je nach Perspektive. Die Youtube-Videos von Lehrer Schmidt zum Beispiel haben fast 1,7 Millionen Abonnenten. Da muss man Mathematik nicht verstehen, sondern man lernt einfach, wie man vorgeht. Wie weit kommt man damit?

Hmmh . . . ein Stück weit geht es sicher, dass man Dinge ausführt, ohne zu verstehen, warum. Aber das reicht wohl nicht, um im Mathematikunterricht mitzuhalten. Ich finde aber, dass Youtube eine wertvolle Quelle ist. Wenn Schülerinnen zu Hause eine Frage haben, können sie sie auch mithilfe von Youtube beantworten. In diesem Moment beschäftigen sie sich mit Mathematik. Das ist die Hauptsache.

Liegt der Unterschied zwischen einem guten Matheschüler und einem mittelmässigen darin, ob er wirklich versteht, was er tut, oder nur weiss, wie er es anwenden muss?

Ja, ein guter Matheschüler versteht die Theorie und kann damit umgehen. Es ist wie beim Gitarrespielen: Ein mittelmässiger Schüler hat nicht die gleiche Flüssigkeit wie der gute. Die Flüssigkeit des guten Schülers kommt daher, dass ihm die Griffe keine Mühe mehr machen und er sich auf die Musik konzentrieren kann. Der schlechte Schüler kommt mit den einzelnen Fingern nicht klar. Er lässt die Musik ganz weg.

Oder er probiert es mit Chat-GPT. Wie verändert das den Unterricht?

Ich weiss es noch nicht. Meine Erfahrungen damit sind im Moment noch nicht so gut. Das Ding kann etwas recht überzeugend darstellen, aber es erzählt sehr viel Mist. Man kann sich mit Chat-GPT zwar einen Beweis vorführen lassen, aber auch das Gegenteil beweisen. Das ist unsinnig.

Sind das nicht einfach Anfangsschwierigkeiten einer neuen Technologie?

Es könnte sein, dass wir im Sprachbereich eine ähnliche Revolution erleben wie bei den Taschenrechnern. Am Anfang konnten die elektronischen Taschenrechner nicht viel, sie konnten nicht einmal richtig addieren oder multiplizieren, weil sie gewisse Gesetze, was zuerst gerechnet werden muss, nicht berücksichtigten. Aber dann sind sie besser geworden. Doch wenn sie den Schülern zu viel Arbeit abnehmen, werden diese schlechter in Mathematik.

Stimmt das Gjammer, dass die Gymnasiasten in der Mathematik nicht mehr hochschulreif sind?

Die Antwort ist Ja, aber nicht, weil die Schüler heute blöder sind als früher. In unserem Schulsystem sind in den letzten Jahren viele Weichen falsch gestellt worden. Wir haben mit der Verkürzung der Gymnasialzeit und anderen Entscheidungen 7 bis 8 Monate Unterrichtszeit verloren – und damit



viel Zeit zum Üben. Kommt hinzu, dass mit jedem Fach, das neu dazukommt, die Bedeutung der Mathematik abnimmt. Und ein ganz fatales Signal haben wir gesetzt, als Hauptfächer wie Mathematik und Deutsch zu normalen Fächern umgemünzt wurden.

Was können Maturanden nicht mehr, was sie früher konnten?

Es gibt Dinge, die sie in einem Studium relativ häufig brauchen, die aber im Gymi aus Zeitnot aus dem obligatorischen Programm geflogen sind. Zum Beispiel der Umgang mit dem Sigma-Zeichen Σ , das Mathematiker immer gerne dann zeigen, wenn etwas besonders schwierig sein soll. Dabei ist die Anwendung gar nicht schwer, es steht für eine Summe und gehört zum Thema «Folgen und Reihen». Wenn die Zeit reicht, führe ich die Schüler darin ein, sonst haben sie später an der Uni einen Nachteil, den sie früher nicht hatten.

Gibt es Erlebnisse, auf die Sie stolz sind?

Ich habe einen Drittklässler, der kürzlich aus einer Sekundarschule in die Kantonsschule eingetreten ist, und der erzählte seiner Mutter, die es wiederum unserer Schulköchin berichtete: «Herr Rohr hat mir heute etwas in einer Lektion erklärt, was ich vorher drei Jahre lang nicht verstanden hatte.»

Wir testen jetzt mal, wie geduldig Sie wirklich sind, und fragen Sie nochmals: Was ist das - Erfolgsgeheimnis, das Sie nicht so richtig preisgeben?

Es gibt kein Geheimnis. Ich stehe jeden Tag stundenlang vor 24 Personen und arbeite mich mit ihnen Schritt für Schritt durch den Stoff. Da kann jeder zuschauen. Und jeder darf fragen. Wer wie Sie dreimal die gleiche Frage stellt, will offenbar wirklich etwas wissen. Ich bin mir bewusst, dass neue Schülerinnen immer wieder am Punkt einsteigen, den ich schon mehrfach behandelt habe. Beim Lehrer entsteht dann schon einmal der Eindruck, dass Schüler dümmer geworden sind. Das ist aber nicht wahr.

Ist es hilfreich, wenn man als Mathelehrer eine gewisse Phantasie hat?

Ja. Im Sinne, dass man immer neue Wege findet, um den Knopf bei einem Schüler ausfindig zu machen und das Muster zu erklären, das hinter einem Problem steckt. Und dieses Muster lässt sich dann auf ein anderes, aber ähnliches Problem übertragen. Allerdings ist das Transferproblem eines der grössten Probleme im Unterricht. Schüler lernen etwas, aber sie haben Mühe, das Erlernte auf eine neue Situation anzuwenden.

Ein Beispiel?

Sie können lachen, aber das beste Beispiel ist der Versuch mit Affen. Man hat einigen Tieren gezeigt, wie man Feuer löscht mit Wasser aus dem Brunnen. Sie lernen es problemlos. Und dann setzt man dieselben Affen auf ein Holzfloss in den See und zündet das Floss an. Und statt Wasser aus dem See zu nehmen, holen sie es wieder aus dem Brunnen. Das ist das Transferproblem. Sie finden es im Mathematikunterricht, aber auch zwischen den Fächern. Was hier in diesem Zimmer gelernt wird, brauchen die Schüler nachher in der Chemie und Physik. Aber in der anderen Umgebung denken sie nicht daran.

Wie haben Sie sich Ihre Motivation über all die Jahre bewahren können?

Das ist einfach. Der Erfolg der Schüler und Schülerinnen, dass ich sie in einem wichtigen Moment begleiten, ihnen helfen kann, zur Matura zu gelangen, ist für mich ein riesiger Antrieb. Es kommt ja auch etwas zurück: ihre Freude, wenn sie plötzlich etwas verstehen, ein Danke nach dem Abschluss. Als ich kürzlich in einem Spital war, wurde mir bewusst, dass die behandelnde Ärztin einst eine Schülerin war, der jemand zur Matura verholpen hatte. Diese Ärztin gibt mit ihrer Arbeit auch etwas zurück. Dafür gehe ich die Extrameile. Ich lasse keinen Schüler im Stich, wenn ich ihm helfen kann. Das tut ein guter Arzt auch nicht.



Unesco: «Kein Bildschirm kann jemals die Menschlichkeit eines Lehrers ersetzen»

Zeit-Fragen, 22. August 2023, von Dr. Eliane Perret, Psychologin und Heilpädagogin

Zum Bildungsbericht 2023

Das neue Schuljahr hat begonnen. Unsere Schulen sind ausgerüstet mit vielen neuen Geräten, und manche Schulgemeinde berichtet stolz von den Tablets, mit denen ihre Schüler und Schülerinnen nun ausgerüstet seien. Die dazu nötigen Kredite waren grosszügig gesprochen worden, schliesslich gehe es um die Zukunft unserer Kinder, die gerüstet sein müssten für eine von Digitalisierung geprägte Welt. Oft wird lobend hervorgehoben, dass der Fernunterricht während der Covid-19-Pandemie deutlich gemacht habe, dass technologische Lösungen im Unterricht ein sehr geeignetes Instrument und als unvermeidliche Form des Fortschritts zu betrachten seien. Auch habe der Fernunterricht endlich das Misstrauen und die Technikfeindlichkeit vieler Lehrpersonen durchbrochen. Die Gunst der Stunde wurde deshalb genutzt, um die nötigen Finanzen zur Bereitstellung digitaler Geräte für alle Schulstufen zu erwirken.

Zu Recht wird diesen euphorischen Stimmen mit Skepsis begegnet, und es mehren sich zunehmend kritische Stimmen, die sich der Frage stellen, in wessen Diensten diese Entwicklung steht und ob sie die Bildungschancen der Kinder tatsächlich verbessert.

Ein Werkzeug zu wessen Bedingungen?

Vor einiger Zeit veröffentlichte die Unesco ihren umfassenden Bildungsbericht 2023 mit dem Titel «Technology in Education – a tool on whose terms?»¹ (Technologie in der Bildung – ein Werkzeug zu wessen Bedingungen?). Die Unesco nimmt in der Bildungspolitik ihrer Mitgliedsländer eine wichtige Rolle ein und koordiniert und überwacht, wie sie die vereinbarten Ziele umsetzen. Das aktuelle Bildungsziel der *Agenda Bildung 2030* lautet: «Bis 2030 für alle Menschen inklusive, chancengerechte und hochwertige Bildung sicherstellen sowie Möglichkeiten zum lebenslangen Lernen fördern.»² Es ist Teil der 2015 von der Uno beschlossenen Ziele für eine nachhaltige Entwicklung und soll bis 2030 erreicht werden.

«Kein Bildschirm kann jemals die Menschlichkeit eines Lehrers ersetzen»

In ihrem Vorwort thematisiert *Audrey Azoulay*, die Generaldirektorin der Unesco, drei mit der Technologisierung der Schulen weit verbreitete Versprechen, die falsche Erwartungen wecken würden.³ «Erstens das Versprechen des personalisierten Lernens. Sehr oft führt diese grosse Hoffnung dazu, dass wir die grundlegende soziale und menschliche Dimension vergessen, die den Kern der Bildung ausmacht. Es lohnt sich, das Offensichtliche zu wiederholen: Kein Bildschirm kann jemals die Menschlichkeit eines Lehrers ersetzen. Wie im Unesco-Bericht «Futures of Education» (Zukunft der Bildung), der 2021 veröffentlicht wurde, hervorgehoben wird, muss die Beziehung zwischen Lehrern und Technologie komplementär sein und darf niemals austauschbar sein.»

Azoulay betont mit anderen Worten die unverzichtbare Bedeutung der Lehrerpersönlichkeit und der Beziehung für den Lernprozess und verweist die heute vielfach eingesetzten digitalen Gerätschaften auf den Platz, wo sie hingehören, nämlich als zusätzliches und mögliches Werkzeug, mit denen der Unterricht allenfalls didaktisch und methodisch erweitert werden kann.

¹ Global Education Monitoring Report 2023. *Technology in Education – a tool on whose terms?* Paris: Unesco. (ausführlicher Bericht mit 418 Seiten). <https://www.unesco.org/gem-report/en>; abgerufen am 10.8.2023

² Schweizerische Unesco-Kommission. *Bildungsagenda 2030. Aktionsrahmen. Deutsche Kurzfassung*, S. 2; <https://www.unesco.ch/wp-content/uploads/2017/01/Bildungsagenda-2030.pdf>; abgerufen am 14.8.2023

³ a.a.O. S. vii, daraus sind auch die nachfolgenden zwei Zitate entnommen.



Nachweis für echten Mehrwert digitaler Technologie fehlt

Als zweite irrtümliche Erwartung führt sie die Behauptung an, dass die digitale Technologie einen leichteren Zugang zur Bildung möglich mache. Dem sei nicht so, bestehe doch «[...] in der Realität eine digitale Kluft, die die Ungleichheiten im Bildungsbereich sogar noch vergrössert. Während der Pandemie hatte fast ein Drittel der Schüler keinen effektiven Zugang zum Fernunterricht – was nicht überrascht, da derzeit nur 40 % der Grundschulen weltweit über einen Internetzugang verfügen. Selbst wenn der Internetzugang flächendeckend wäre, müsste aus pädagogischer Sicht nachgewiesen werden, dass die digitale Technologie einen echten Mehrwert für effektives Lernen bietet, insbesondere in einer Zeit, in der wir uns alle der Risiken übermässiger Bildschirmarbeit bewusst werden.»

Kommerzielle und private Interessen, mangelnder Datenschutz

«Das letzte falsche Paradoxon und keineswegs das geringste», so Azoulay weiter, «besteht darin, dass trotz des Bestrebens, die Bildung zu einem globalen Gemeingut zu machen, die Rolle kommerzieller und privater Interessen in der Bildung weiter zunimmt, mit all den Unklarheiten, die dies mit sich bringt: Bis heute garantiert nur eines von sieben Ländern rechtlich den Schutz von Bildungsdaten.» Als Kompass für die Bildungsstrategien der einzelnen Länder gelten für den Bildungsbericht deshalb zwei nachdrückliche Empfehlungen: Erstens soll dem Wohl der Schüler systematisch Vorrang vor allen anderen Erwägungen – insbesondere kommerziellen – gegeben werden, und zweitens soll sichergestellt sein, dass die Technologie als Mittel und nicht als Zweck betrachtet wird.

Hausaufgaben für Entscheidungsträger

Die Unesco fordert deshalb die jeweiligen Regierungen auf zu klären, ob der Einsatz der Bildungstechnologie für den nationalen und lokalen Kontext überhaupt geeignet sei. Es müsse auch das Risiko ausgeschlossen werden, dass die Digitalisierung bereits Privilegierte bevorzuge und andere weiter ausgrenze und damit die Ungleichheit beim Lernen zusätzlich verstärke. Die Regierungen werden davor gewarnt, sich vom überwältigenden Angebot an Produkten und Plattformen im Bildungsbereich zu Entscheidungen verleiten zu lassen, ohne dass Vorteile und Kosten hinreichend belegt seien (nur ungefähr 25 % der Gesamtkosten sind jeweils für die Erstinvestitionen nötig, die restlichen 75% sind Folgekosten, zum Beispiel für den technischen Support, die im allgemeinen nicht benannt werden). Weiter müssten die Länder stets prüfen, ob die digitale Technologie tatsächlich nachhaltigen Nutzen bringe und nicht von engstirnigen wirtschaftlichen Erwägungen und Partikularinteressen geleitet werde.⁴

Gute, unparteiische Erkenntnisse sind Mangelware

Diese Kernaussagen ergeben sich aus einem facettenreich und differenziert erstellten Bericht, in den der heutige Forschungsstand und bisherige Erfahrungen eingeflossen sind. Vor- und Nachteile der Digitalisierung im Bildungsbereich werden gegeneinander abgewogen. An die Schulen geht der Aufruf, Regeln festzulegen und einzuhalten, an die sich alle halten müssen, und zu klären, welche Rolle die neuen Technologien beim Lernen spielen sollen und wie sie verantwortungsvoll eingesetzt werden können. Das im Bewusstsein, wie der Bericht anführt, dass gute, unparteiische Erkenntnisse über die Auswirkungen der Bildungstechnologie Mangelware seien – ein Grossteil der Untersuchungen stammt von denjenigen, die versuchen, ihre Produkte zu verkaufen.

Ein kritisches Bewusstsein entwickeln

Schülerinnen und Schüler müssen befähigt werden, so der Bericht, sich mit Chancen und Risiken auseinanderzusetzen, die mit der Technologie verbunden sind, und ein kritisches Bewusstsein dafür

⁴ Weltbildungsbericht (Kurzversion, englisch, 35 Seiten), S. 25f.; <https://www.unesco.de/publikationen#row-10250>; abgerufen am 10.8.2023



entwickeln, wie man mit und ohne Technologie lebt. Das mache ihren Blick frei für die Veränderungen der Welt und der damit verbundenen Herausforderungen.

Der Bericht ist also keine Absage an Informationstechnologien in Bildungseinrichtungen. Er ist jedoch eine Absage an die derzeitigen Geschäftsmodelle der aktuellen Anbieter – mit dem Ziel, wie *Ralf Lankau*, Professor für Mediengestaltung und Medientheorie an der Hochschule Offenburg, meint, «[...] den Einsatz von Informationstechnik und künstlicher Intelligenz (KI) an den Bedürfnissen der und zum Nutzen von Lernenden auszurichten statt an Partikularinteressen der IT-Wirtschaft und einzelner Medienanbieter».⁵

Kröten auf dem Sofa

Was der Unesco-Bildungsbericht thematisiert, wurde in einigen Ländern bei der Erstellung und Auswertung von Bildungsprogrammen bereits berücksichtigt. Beispielsweise hat Schweden seinen Vorschlag einer nationalen Digitalisierungsstrategie für das Schulsystem 2023–27 dem *Karolinska Institut* zur Stellungnahme vorgelegt, einer der grössten und angesehensten medizinischen Universitäten Europas. Das Gutachten des Teams von Wissenschaftlern aus verschiedenen Fachbereichen trug wesentlich dazu bei, dass die schwedische Regierung ihre Entscheidung, Vorschulen und Grundschulen verpflichtend mit digitalen Geräten auszustatten, wieder rückgängig gemacht hat.

Auf der Webseite der liberalen Partei findet sich folgende Begründung:

«Schweden steckt in einer Schulkrise, und das Bildschirmexperiment in den Vorschulen ist zu weit gegangen; hier sollten die Grundlagen für die Schule gelegt werden. Kinder in der Vorschule schauen sich Kröten auf dem Sofa an, statt Kröten im Teich.» Und weiter: «Es ist klar, dass Bildschirme grosse Nachteile für kleine Kinder haben. Sie behindern das Lernen und die Sprachentwicklung. Zu viel Bildschirmzeit kann zu Konzentrationsschwierigkeiten führen und die körperliche Aktivität verdrängen. Wir wissen, dass menschliche Interaktion für das Lernen in den ersten Lebensjahren entscheidend ist. Bildschirme haben in Vorschulen einfach nichts zu suchen», sagt die Bildungsministerin *Lotta Edholm*.⁶

Andere Länder machen es vor

Aber nicht nur Schweden, auch andere Länder haben sich besonnen und ihre digitalen Richtlinien im Bildungsbereich neu überdacht. Eine High School im australischen Sydney führte strengere Regelungen für den Umgang mit Mobiltelefonen ein. Die Schülerinnen und Schüler mussten neu tagsüber ihre Handys in einer Tasche versorgen, die, wenn sie einmal geschlossen war, nicht wieder geöffnet werden konnte, ohne ein Schloss aufzubrechen. Was wichtig ist: Der Entscheid der Schule wurde auch von den Lehrern und der Mehrheit der Eltern mitgetragen.

Nur zwei Monate später berichtete der Direktor der Schule, dass sie seit der Einführung dieser Massnahme einen markanten Rückgang (90%) an Verhaltensproblemen und einen Anstieg von körperlicher Aktivität und Gesprächen zwischen den Schülern festgestellt hätten. Es sei klar, dass die Mobiltelefone im Klassenzimmer das Lernen und die Konzentration der Kinder beeinträchtigen und sich negativ auf die psychische Gesundheit und das Wohlbefinden der Schüler auswirken.⁷

Diese Schule machte das, was in verschiedenen anderen Schulen und Ländern schon Usus ist. Bereits 2015 und 2018 wurde in Frankreich ein Handyverbot im Unterricht eingeführt, das 2018 auf internetfähige Geräte wie Tablets und Smartwatches erweitert wurde und für alle Räumlichkeiten und bei schulischen Aktivitäten in und ausserhalb der Schulhäuser gilt.

⁵ Lankau, Ralf. *Unesco-Bericht fordert mehr Bildungsgerechtigkeit*. [www.diagnose-funk.org > download.php?field=filename&id=1658&class=NewsDownload](http://www.diagnose-funk.org/download.php?field=filename&id=1658&class=NewsDownload), abgerufen am 13.8.2023

⁶ vgl. Liberale Partei Schweden. *Dags för skärmfri förskola* [Zeit für eine bildschirmfreie Vorschule]. <https://www.liberalerna.se/nyheter/dags-for-skarmfri-forskolahttps>; abgerufen am 12.8.2023

⁷ vgl. A Sydney high school banned mobile phones. It had dramatic results. In: *Sydney Morning Herald* vom 7.8.2022; <https://www.smh.com.au/national/nsw/a-sydney-high-school-banned-mobile-phones-it-had-dramatic-results-20220803-p5b6zf.html#Echobox=1659829516>; abgerufen am 12.8.2023



In China beschränkte das Bildungsministerium Anfang 2021 die Zeit, in der digitale Geräte als Lehrmittel benutzt werden, auf 30% der Unterrichtszeit. Ab 2024 gehören auch die Niederlande zu jenen Ländern, welche die Verwendung von Mobiltelefonen oder anderen privaten digitalen Geräten in Schulen verbieten. Jedes vierte Land weltweit verbietet mittlerweile private Geräte in der Schule, dies mit Blick auf die Kinder und Jugendlichen, die sich wieder auf den Unterricht konzentrieren und miteinander kommunizieren sollen (und dürfen!).

Was tun?

Diese Erfahrungen sollten bei unseren Bildungspolitikern, aber auch Eltern und Lehrpersonen den entschiedenen Impuls auslösen, nachzuziehen und sich aus aktuellen Irrtümern zu befreien. Es braucht in der Bildungspolitik keine weiteren Bildungsexperimente, sondern dringend wieder den offenen und ehrlichen Dialog, der sich an unabhängigen, wissenschaftlichen Befunden orientiert, Erfahrungen ehrlich auswertet und sich an den Bedürfnissen des Kindes orientiert. Wäre das dann für die Schulgemeinden nicht ein echter Grund, stolz zu sein? •

Bildungsdampfer Schweiz auf falschem Kurs

Nebelspalter, 17.7.2023, Eliane Perret

Zum Bildungsbericht Schweiz 2023

Lehrermangel, überforderte Kinder, ein Fünftel der Schulabgänger, die die Mindestanforderungen nicht erfüllen: Statt Sturmwarnung herauszugeben, verteilt der Verantwortliche des Bildungsberichts Schweiz, Stefan Wolter, Beruhigungspillen. Und mit der Ausgabe 2023 verantwortete er einen technokratisch verfassten Bericht, der kaum Interesse am Auftraggeber, dem Steuerzahler, zeige. Das kritisiert die Psychologin und Heilpädagogin Eliane Perret in ihrem Essay.

Bericht steuert Bildungssystem Schweiz

Der Bildungsbericht 2023 ist anfangs März dieses Jahres veröffentlicht worden, verfasst von der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung SKBF. Auf mehr als 400 Seiten und fast eineinhalb Kilogramm schwer werden deren Erkenntnisse zu über 500 Themen präsentiert. Gegen 120 Personen haben an der Erstellung des Berichtes mitgewirkt. Verantwortlich für den Bericht zeichnet Stefan Wolter, Direktor der Koordinationsstelle. Der Bericht ist eine zentrale Grundlage für die Steuerung des Bildungssystems Schweiz.

«Ist der Dampfer auf Kurs?»

Vor 10 Jahren verglich Stefan Wolter die Schweizer Bildung mit einem Dampfer, ein Dampfer, der träge sei und viel Energie brauche, wenn man die Richtung ändern wolle, und es brauche lange, um ihn zu bremsen. «Ist der Dampfer auf Kurs?». Diese Frage hat Wolter erstaunlicherweise im Tagesgespräch mit Radio SRF mit «Grundsätzlich sicher. Das Bildungswesen ist in einer recht guten Verfassung» beantwortet.

Ich stutzte und dachte an all die Probleme, die aktuell thematisiert werden: der eklatante Mangel an ausgebildeten Lehrpersonen; die stets hohe Fluktuation von Lehrkräften; die nach vor mangelhaften Deutschkenntnisse der Kinder und Jugendlichen; der vielseitig kritisierte Lehrplan 21; das sinkende Niveau; die grosse Zahl bedauernswerter Schulabgänger, die ohne genügend Lese- und Schreibkenntnisse die obligatorische Schule verlassen; die wiederkehrende Frage der nicht wirklich glückenden Integration und Förderung von Kindern mit speziellen Bedürfnissen u.a.!

Fährt der Dampfer wohl weit entfernt von der Realität und allein auf einem Ozean der Wunschtäume? Wenn der Kapitän eine falsche Karte vor sich hat und der Kompass nicht stimmt, dann wird das Schiff sein Ziel mit Bestimmtheit nicht erreichen und im schlimmsten Falle Schiffbruch erreichen.



Sturmwarnung wäre angesagt

Ausgangspunkt für die Berichterstattung sind stets Messungen und Studien, ausgehend von PISA und dem damit verbundenen pädagogischen Narrativ. Und die verweisen auf Sturmwarnung und dringend angesagten Kurswechsel! Diese PISA-Messungen hätten seit 2000 immer wieder ergeben, dass zwischen 15 und 20 Prozent Schülerinnen und Schüler die obligatorische Schule mit ungenügenden Kompetenzen verlassen würden, meinte Wolter. «Das ist eine Klippe, die wir noch nicht umschiffen haben.» Das heisst, fast ein Fünftel aller Schulabgänger sind nicht so auf ihre weiterführende Ausbildung vorbereitet (sei es eine Lehre, ein Gymnasium oder eine Fachmittelschule), dass sie diese dann auch abschliessen können. «Also da sind wir auch noch nicht ganz auf Zielkurs. Das Ziel wäre seit 2005 festgelegt, auf 95 Prozent. Wir oszillieren um 90 bis 91 Prozent herum.» Im Klartext haben diese jungen Menschen auch mit 25 Jahren noch keinen Abschluss, wie Wolter festhielt. Und nun? Sturmwarnung? Im Gegenteil!

Wenn der Dampfer nichts taugt?

Es fällt auf, dass in den letzten Jahren im Bildungsbereich kein Kurswechsel erfolgt, trotz Kritik und negativen Erfahrungen. Nur Zuckerguss! Diskussionen werden flach gehalten, mal da ein bisschen etwas geändert, dann wieder dort: Der Mangel an Lehrkräften wird mit im Rekordtempo ausgebildeten Ersatzleuten behoben (die sich sicher redlich Mühe geben), ebenso der Bedarf an schulischen Heilpädagogen. Lernzielanpassungen sollen das Problem von Kindern lösen, die im Unterricht nicht mitkommen. Mangelnde Deutschkenntnisse verwischt man durch frühen Fremdsprachenunterricht, und Kopfhörer dämpfen die Unruhe im Klassenzimmer ab. Für Kinder und Jugendliche, die mit fehlender Anleitung, Wochenplan und selbstorganisiertem Lernen nicht zurechtkommen, springt eine boomende Nachhilfeindustrie in die Lücke. Aber nie wird gefragt: Ist der «Dampfer», auf den wir setzen, überhaupt bildungstauglich?

Die unfreundliche Übernahme der «Bildungsflotte»

Um eine Schiffsreise zu unternehmen, um bei diesem Bild zu bleiben, braucht es eine entsprechende Vorbereitung. Diese bestand bei den seit mindestens 30 Jahren laufenden Schulreformen darin, in einem ersten Schritt das gut auf Kurs fahrende Schweizer Schul-Schiff schlechztreden und ihm Altersschwäche zu unterschieben. Es sollte deshalb trotz aller Einwände zum Abwracken freigegeben werden, um den nächsten Schritt einzuleiten.

Pro memoria: Die Schweizer Schulen waren zuvor international für ihre sehr hohe Qualität bekannt. Sie waren eben nicht stehengeblieben, wie plötzlich fälschlicherweise behauptet wurde und wird, sondern sie hatten sich den Herausforderungen der Zeit gestellt und neue Erkenntnisse aus der pädagogischen, didaktischen und psychologischen Forschung in die Ausbildung der Lehrkräfte und die Schulpraxis integriert. Mit dem Bildungsauftrag unseres direktdemokratischen Landes übereinstimmend, war die Schere zwischen leistungsstarken und schwächeren Kindern klein. Die Schule vermittelte ihnen die notwendigen Kenntnisse, um sich später als Bürger an den politischen Debatten beteiligen zu können. Als «Schule des Volkes» geschätzt, war sie im politischen System gut verankert.

Der unnötige Kurswechsel des «Schuldampfers» geschah auf Druck der USA, indem sie in den neunziger Jahren die Unesco aus deren Führungsaufgabe im Bildungsbereich drängten und durch die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) ersetzten. Was soll man dazu sagen? Na klar, es war eine «unfreundliche Übernahme» der «Bildungsflotte», CEO wurde nun der internationale Bildungs(industrielle) Komplex mit entsprechenden Verbindungen zur politischen und wirtschaftlichen Lobby! Die Indikatoren für die Qualität von Schulen wurden fortan von dieser Wirtschaftsorganisation festgelegt. Sie konzipierte dazu die Pisa-Tests. Die gestellten Aufgaben hatten keinerlei Zusammenhang mit Theorie und Kultur der europäischen Bildungstradition und den unterschiedlichen Lehrplänen der einzelnen Länder. Es war ein umfassender Paradigmenwechsel. Nun schielte man nach den angloamerikanischen Vorgaben.



Es erstaunt heute noch, dass dieses Vorgehen von den OECD-Ländern absegnet wurde, auch der Schweiz – wohlgernekt ohne Volksabstimmung. Daraus erwachsen seither die Fahrpläne und der Kurs der Reformen: neue outputorientierte Lehrpläne mit Kompetenzen statt Lernzielen – ohne Rücksicht auf nationale Gegebenheiten; Unterrichtsformen, welche auf Selbsttätigkeit abzielten, das «Humankapital» der Kinder und Jugendlichen transparent machen sollten und die Lehrpersonen zu deren Bediensteten oder Kohlschippem auf dem Schulschiff machten; Schulen mit Firmenstrukturen und einem Schulleiter als CEO und schliesslich regelmässige «Qualitätskontrollen» durch die Pisa-Tests, die wieder Anlass zu einem neuen Reformschub waren, stets orientiert am angloamerikanischen Bildungssystem. Das spiegelt sich im Bildungsbericht 2023: technokratisches Vokabular, Statistiken und verschurbelte Texte – kein ersichtliches Interesse, sich den Auftraggebern, nämlich den Steuerzahlern und natürlich der direkt betroffenen Bevölkerung, den Eltern von Kindern, Lehrpersonen, Lehrlingsausbildnern und ganz allgemein an Bildungsfragen Interessierten verständlich zu machen.

Es braucht einen neuen Bildungsdampfer

Warum? Der aktuelle ist von Grund auf eine Fehlkonstruktion. Das zeigt der Bildungsbericht 2023. Ein «Bildungsdampfer» braucht mehr als «evidenzbasierte Studien» mit ihren oft dürftigen Ergebnissen in Form von Diagrammen und Graphiken, erhoben durch Beobachten, Ankreuzen, Testen, und Zählen. Sie sind zu Hunderten in der Literaturliste des Bildungsberichtes aufgeführt, jeweils dem gleichen Narrativ folgend. Kinder und Jugendliche werden gesehen als Teil des «Systems Bildungsdampfer». Funktionieren sie nicht wie erwünscht, so wird dem System ein Schubs gegeben, oder wie Stefan Wolter es formuliert: «Es braucht sehr viel Geduld, weil man sich vorstellen muss, dass, wenn man irgendwo im System eingreift, je nachdem wo und je nachdem mit welchem Ziel, die Folgen zwischen 4 bis zu 15 Jahren auseinanderliegen können. Ich mache ein Beispiel: Wenn Sie zum Beispiel in der frühkindlichen Bildung einen Eingriff machen in der Hoffnung, dass diese Menschen später einen überobligatorischen Bildungsabschluss machen, dann müssen Sie praktisch 20 Jahre warten, um zu sehen, ob sich der Eingriff gelohnt hat.», sagte er im Tagesgespräch mit SRF. Die Moderatorin fragte ihn weiter nach einer vor zwanzig oder vor fünfzehn Jahren ergriffenen Massnahme, von der man heute sagen könne: Das ist gut gewesen, das hat etwas gebracht. «Sendepause»! Wolter wusste keine und redete sich einmal mehr mit den langen Zeithorizonten heraus. Man ist sprachlos!

Neue Perspektiven entwickeln

Die Bestandsaufnahme zeigt: Vieles ist in den letzten Jahrzehnten schiefgelaufen. Analysen über die Gründe gibt es viele. Viele ernsthafte Forscher haben sich in den letzten Jahren ehrlich und sorgfältig mit den anstehenden Fragen befasst und Antworten geliefert, einen unvoreingenommenen und eigenständigen Blick aufs Ganze einnehmend. Und darüber dürfen wir nicht weiter hinwegsehen: Jede Bildungsreform muss auf einem entwicklungspsychologischen Fundament basieren, dem die soziale Natur des Menschen zugrunde liegt, wie es der Erziehungswissenschaftler Beat Kissling in seinem jüngsten Buch «Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?» festhält.

Das fehlt dem scheiternden «Bildungsdampfer», wie er im Bildungsbericht 2023 beschrieben ist. Er geht von einem «technischen» Bild des Kindes aus, ein Bestandteil des Systems, bei dem Gemein-sinn und andere zwischenmenschliche «Kompetenzen» höchstens als Mittel zum Zweck gesehen werden. Doch so wachsen keine Mitmenschen heran, die unsere Welt brauchen würde, heute mehr denn je! Und hier ist die Schule gefragt, ihren Teil dazu beizutragen als Bildungsinstitution, die allen das Recht auf Bildung zugesteht – echte Bildung. Darauf aufbauend würden sich für die heute anstehenden Probleme in Schulpraxis und Ausbildung ganz neue, zeitgemässe Perspektiven ergeben.



Die Primarschule wird umgekrempelt

Tages-Anzeiger, 26. Juli 2023, Zürich, Daniel Schneebeili

Drei statt zwei Stufen Der Lehrplan 21 löst in vielen Gemeinden im Kanton eine Reform aus. Für die Kinder bringt diese einen zusätzlichen Klassenwechsel, für die Lehrpersonen mehr Absprachen.

Schwerzenbach hat es getan, Wädenswil auch, Horgen will im nächsten Schuljahr starten, und in etlichen kleineren Gemeinden, zum Beispiel im Knonauer, Amt ist es schon länger Gewohnheit: In der Primarschule gibt es keine herkömmlichen Schulstufen für die Kleinen und die Grossen mehr. Die Unterstufe (1. bis 3. Klasse) und die Mittelstufe (4. bis 6. Klasse) sind oder werden abgeschafft. Stattdessen wird je eine Schulstufe für die Erst- und Zweitklässler, die Dritt- und Viertklässler sowie die Fünft- und Sechstklässler eingeführt. Die Kinder wechseln in der Primarschule also nicht nur einmal die Klasse, sondern zweimal.

Hintergrund der Veränderung ist der Lehrplan 21. Er wurde im Kanton Zürich vor vier Jahren eingeführt und hat im Schulalltag bisher kaum etwas verändert, es gibt weiter Rechnen, Lesen, Schreiben und auch Schulnoten. Die Befürchtungen, der als überladen kritisierte Lehrplan werde die Schulen überfordern, haben sich nicht bewahrheitet.

Einfachere Personalplanung

Vier Jahre später bekommen nun viele Schülerinnen, Lehrpersonen und Eltern den neuen Lehrplan doch noch hautnah zu spüren. In einem Elternbrief, den die Schulpflege Horgen vor den Sommerferien versandt hat, ist von einer zyklusorientierten Klassenbildung die Rede, auf die im Schuljahr 2024/25 umgestellt werden soll.

Damit wird auf den Lehrplan 21 angespielt, wie Simone Augustin, Leiterin Bildung in Horgen, bestätigt. Gemäss dem Lehrplan sind die Lernziele nicht mehr den einzelnen Schuljahren, sondern Zyklen zugeordnet. Zum ersten Zyklus gehören der Kindergarten und die 1. und 2. Klasse, zum zweiten Zyklus die 3. bis 6. Klasse und zum dritten Zyklus die Sekundarschule.

In vielen Kantonen, etwa in der Innerschweiz oder im Aargau, sind die Schulstufen mit den Zyklen des Lehrplans kompatibel, nicht so in den meisten Zürcher Gemeinden. Hier dauert die Unterstufe von der 1. bis zur 3. Klasse und die Mittelstufe von der 4. bis zur 6. Klasse.

Simone Augustin ist sich bewusst, dass die Lehrerinnen und Lehrer mit den neuen Schulstufen ein Jahr weniger Zeit haben, um eine Beziehung zu ihren Schulkindern aufzubauen, doch unter dem Strich überwiegen für sie die Vorteile.

Die Schulstufen seien besser mit der Ausbildung an den Pädagogischen Hochschule vereinbar. Dort befähigt die neue Kindergärtner-Unterstufen-Ausbildung (Kust) die Lehrpersonen zwar zum Unterrichten im Kindergarten und in der ganzen Unterstufe. Die Studierenden müssen aber keine Fremdsprache wählen. Weil in der 3. Klasse laut dem Lehrplan 21 Englisch sowie «Medien und Informatik» dazukommen, müssen für diese Fächer häufig andere oder zusätzliche Lehrpersonen gesucht werden.

«Die neue Klassenbildung vereinfacht unsere Personalplanung», sagt Simone Augustin. Zudem müssten nicht mehr jedes Jahr die Pensen der Lehrpersonen neu ausgehandelt werden, da die Kinder in beiden Klassen der neuen Schulstufen gleich viele Lektionen hätten.

Horgen reagiert gemäss Augustin mit dieser Organisationsreform auch auf neue Lehrmittel. Etliche sind nicht mehr auf ein Schuljahr, sondern auf die Lehrplanzyklen abgestimmt, etwa im Fach «Natur und Technik», in «Religion, Kultur, Ethik» oder in «Medien und Informatik».

In Wädenswil wurde die neue Klassenbildung vor einem Jahr eingeführt, nachdem sich die Mehrheit der Lehrerschaft dafür ausgesprochen hatte. Nach Auskunft einer Schulsprecherin hat sie sich gut etabliert. Mehr Unruhe hat sie nicht festgestellt.



Mehr Sitzungen nötig

Erfahrung hat auch Ursula Sintzel, Präsidentin im Stadtzürcher Schulkreis Letzi. In zwei ihrer Schulen wird teilweise im 2-Jahres-Rhythmus unterrichtet in altersdurchmischten Klassen.

Sintzel hat festgestellt, dass dort die Lehrpersonen eher eine 3. und 4. Klasse unterrichten wollen. «Lehrerinnen und Lehrer für die 5. und 6. Klasse zu finden, ist tendenziell schwieriger geworden», so Sintzel. Grund: In diesen Schuljahren steht die schulische Leistung im Hinblick auf den Übertritt in die Sekundarschule oder ins Gymnasium im Mittelpunkt.

In Schwerzenbach ist schon 2017 vor Einführung des Lehrplans auf die zyklusorientierte Klassenbildung mit zweijährigen Stufen umgestellt worden. Gemäss Schulleiter Robert Blasko haben die neuen Schulstufen in der Lehrerschaft zu einer Professionalisierung geführt. Während in der 3./4. Klasse überfachliche Kompetenzen im Zentrum stünden, sei es in der 5./6. vor allem die schulische Leistung in den einzelnen Fächern.

Mit der neuen Organisation werde die Schule zwar dem Lehrplan besser gerecht, der Schulbetrieb sei aber auch aufwendiger geworden, so Blasko. Es brauche mehr Sitzungen und Absprachen zwischen den Lehrpersonen der neuen Schulstufen.

Viele Gemeinden folgen

In den meisten Primarschulen des Kantons gilt noch die alte Aufteilung in Unterstufe und Mittelstufe. Doch viele Gemeinden werden die Klassenbildung ebenfalls verändern. Dies hat auch die kantonale Bildungsdirektion festgestellt, weil sich dort die Anfragen wegen dieser Umstellung häufen.

Unter anderen rechnet Stephan Mies, Leiter Bildung in der Primarschule Regensdorf, mit einer Umstellung in den nächsten vier bis sechs Jahren, wie er auf Anfrage sagt, und in Dübendorf ist die Umstellung ein Thema, wie Schulpräsidentin Susanne Hänni bestätigt. Man habe den Entscheid wegen anderer laufender Projekte aber nochmals zurückgestellt.

Im Schulkreis Letzi ist das zyklusorientierte Unterrichten ein Thema in der Schulentwicklung. Schulpräsidentin Ursula Sintzel betont allerdings, man müsse bei einer konsequenten Umsetzung darüber reden, Kindergarten bis 2. Klasse und 3. bis 6. Klasse zusammenzulegen. Sintzel ist sich bewusst, dass dies auch Auswirkungen auf die Schulraumplanung hätte. Denn heute sind viele Kindergärten von den Schulhäusern räumlich getrennt.

Kinder gehören in den Mittelpunkt

Tages-Anzeiger, 4. August 2023, Debatte, Leserbrief

«Tages-Anzeiger» vom 26.7. «Die Primarschule wird umgekrempelt»

Immer wieder heisst es, im ganzen Schulsystem müsse das Kind im Mittelpunkt stehen. Und was tun nun gewisse Gemeinden? Die bewährte Organisation an der Primarschule mit den Dreijahresklassenzügen soll abgeschafft und durch Zweijahresstufen ersetzt werden. Das bedingt gemäss Aussagen beteiligter Fachleute noch mehr Lehrerwechsel, der Betrieb wird aufwendiger, es braucht zusätzliche Absprachen, das Finden von Lehrpersonen nur für 5. und 6. Klasse wird schwieriger, und das Wichtigste: Die bedauernswerten Kinder, die ohnehin oft schon zu viele Bezugspersonen haben und mehr Konstanz brauchen könnten, müssen weitere Wechsel der Lehrpersonen über sich ergehen lassen. Dafür werde «die Personalplanung vereinfacht». Was ist nun wichtiger, das Wohlergehen der Administration oder das der Kinder? Der Lehrplan 21 dient meines Erachtens lediglich als faule Ausrede. Bleibt nur zu hoffen, dass viele Schulbehörden hart bleiben, diese neuerliche, verfehlte Reform ablehnen und sich nicht nach dem richten, was andere machen.

Vera Diaz, Zürich



Veranstungshinweis

Kinder partizipieren lassen – leichter gesagt als getan

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft,
Mittwoch, 20. Sept. 2023

Referenten

Dr. phil. Heidi Simoni (Marie Meierhofer Institut für das
Kind, Zürich)

Prof. Dr. phil. Miriam Leuchter (Universität Koblenz,
Landau)

Einführung

Dr. med. Katrin Lengnick (Neuropädiatrie Ostschweizer
Kinderspital)

Ort und Datum

Mittwoch, 20. Sept. 2023, 18.30 – 20.30 Uhr

Ostschweizer Fachhochschule,
grosser Plenarsaal Parterre,
Rosenbergstrasse 59
9000 St. Gallen

